

Daniela Gronold, Bettina Gruber, Jacob Guggenheimer,
Daniela Rippitsch (Hg.)

KAUSALITÄT DER GEWALT

Kulturwissenschaftliche Konfliktforschung
an den Grenzen von Ursache und Wirkung



Migrationsbilder – Europas grausame Grenzen

DANIELA INGRUBER

Migration ist fast immer mit Angst verbunden. Angst als Auslöser für das Weggehen, Angst auf dem Weg in das Land, das neue Heimat werden soll – und schließlich die Angst, wenn man angekommen ist und doch nicht aufgenommen wird in jenem Land. Es ist schwierig, integriert zu werden. Doch bis zu der Frage, wie Integration für einen selbst funktioniert, kommen sehr viele Menschen gar nicht, da sie bereits vorher von der Gesetzeslage gestoppt werden. Das gilt für MigrantInnen zunächst ebenso wie für Flüchtlinge. Dem üblichen Alltagsrassismus sind auf Dauer ohnehin beide Gruppen ausgesetzt. Besonders schlimm aber ist die Situation für Asylsuchende. Ihr Alltag besteht dann aus Warten, Hoffen, Befragungen über sich ergehen lassen, immer und immer wieder, und dann wieder warten, nicht selten mehrere Jahre. Es sind Jahre, in denen nichts geschieht außer jenes Warten. Je nach zugewiesenem Status darf in der Zeit ein wenig gearbeitet werden oder nicht. Nicht einmal eine Ausbildung zu machen, ist selbstverständlich. Die Angst geht auf diese Weise nicht weg.

Das gilt für fast alle Länder in der Europäischen Union und ganz besonders in Österreich, das eines der striktesten sogenannten »Fremdengesetze« hat, was immer wieder zu öffentlichen Diskussionen, aber nie zu einer gesetzlichen Verbesserung führt.

Die Politik eskaliert die Situation nicht nur durch jene Gesetze, sondern vor allem durch den Umgangston; schließlich gewinnt man durchaus Stimmen mit dem Thema Migration. Das Zusammenwerfen von Flüchtlingen und MigrantInnen gehört dabei zur Selbstverständlichkeit. Unterschiede spielen keine Rolle, so scheint es, denn auf das individuelle Schicksal nimmt das Gesetz ohnehin keine Rücksicht, Politik und Medien nur allzu oft noch viel weniger.

Und die Bevölkerung?

Man beruft sich gerne darauf, dass man selbst nichts ändern könne, dass schon alles seine Richtigkeit habe, dass »das Boot voll sei« – oder auf ähnliche Ge-

meinplätze, die keinerlei Bedeutung haben, doch die Möglichkeit eröffnen, sich auf eine quasi-neutrale Position zurückzuziehen.

Neutralität gilt in Österreich als Zier – oder als Ausrede, um nicht eingreifen zu müssen. Im Alltag aber gilt: Wie einfach ist es, parteiisch zu sein. Etwa aus Angst um den eigenen Arbeitsplatz. Oder wenn die herbeigeredete Finanzkrise Hab und Gut zu vernichten droht.

Angst schafft Feindbilder und damit stets auch Parteilichkeit. Fast immer richtet sie sich dann gegen jemanden oder etwas; selten nur ergreift sie Partei für jemanden oder etwas. Denn das würde Zivilcourage verlangen, wenngleich die Definition des Wortes schwer fällt.

Angst schafft Gegnerschaft. Angst wirkt wie ein Nebel: Dahinter verschwimmen die Bilder, nichts ist mehr klar erkennbar, der Blick wird getrübt.

Doch es funktioniert auch umgekehrt: Es ist einfach, parteiisch zu sein, wenn man Bilder von traumatisierten minderjährigen Flüchtlingen und MigrantInnen sieht. Oder wenn man erkennt, wie die Flüchtlingsabwehr (welch grausames, Menschen verachtendes Wort!) an den Grenzen Europas funktioniert. Sofern man jemals eine Gelegenheit bekommt, einen konkreten Blick darauf zu werfen. Meist wird er durch Medienberichterstattung und politische Agitation verstellt. Parteilichkeit in jenem Fall kann ebenso eine gegen etwas sein (etwa gegen die österreichische Migrationspolitik) und ist nur selten per se für jemanden, nämlich für die betroffenen Flüchtlinge. Denn auch hier besteht Angst, wenngleich sie vielleicht anders definiert wird. Der Sager von der Entwicklungszusammenarbeit, die man vor Ort leisten müsse, birgt nicht selten die Angst vor dem Teilen.

Ich gestehe, ich bin parteiisch. Sehr oft gegen das bestehende politische System oder einzelne Gesetze – wie das immer wieder erneuerte und menschenrechtlich verschlechterte Fremdenpaket; manchmal auch für jemanden und etwas. Doch letztlich zählt das in einem wissenschaftlichen Umfeld nicht, denn es gilt Folgendes: Es widerspricht dem gängigen wissenschaftlichen Ethos. Man bezieht nicht Position, es könnte dem Ruf schaden – und ist dennoch der Normalfall, sehr oft hinter versteckten Motiven.

Ich sehe das anders:

Wenn Wissenschaft heute noch etwas erreichen will, muss sie Position beziehen. Es geht nicht mehr, sich hinter vermeintlicher Objektivität zu verbergen. Gerade Fächer wie Friedens- oder Kriegsforschung und Politikwissenschaft brauchen Menschen, die bereit sind, sich selbst zu positionieren, und zwar so öffentlich, dass andere Menschen darum wissen. Nur so haben Letztere die Chance auf Objektivität – nämlich die eigene. Nur wer weiß, was sie/er an Information aufnimmt und woher diese kommt, wird auch wissen, wie sie/er damit umgehen soll. Auch das ist wissenschaftliches Ethos.

Die Frage, so scheint es mir auch für die Wissenschaften, ist nicht so sehr die nach der Objektivität. Niemand ist objektiv, schon gar nicht in den Sozial- oder Geisteswissenschaften. Die Frage müsste sich darauf konzentrieren, was man mit der eigenen Parteilichkeit tut. Mehr noch: Ist sie friedenspolitisch nutzbar, indem man sie für Menschen einsetzt statt gegen sie?

Kann man darin bereits einen Ausweg aus der Gewalt finden?

Die Antwort bleibt zweifelhaft. Die Perspektive, sich dessen bewusst zu sein, dass man schon durch den Umstand des bloßen Forschens eine Situation beeinflusst und immer eine vorgefasste, wenngleich hoffentlich veränderbare Meinung zu einem Themenbereich hat, ist eine Notwendigkeit. Doch soll sie uns nicht einschränken, offen zu denken.

Nicht-Orte der Migration

Ich gestehe daher: Ich bin parteiisch, war es vielleicht immer schon, bin es aber umso intensiver, seit ich gesehen und am eigenen Körper gespürt habe, was im Namen der EU – in unser aller Namen? – an den Grenzen Europas geschieht und kaum Beachtung findet.

Marc Augé schrieb 1994 von solchen Orten, die keine mehr sind, weil sie die Funktion des Lebens an sich nicht mehr erfüllen. Sie sind Durchgangsstationen, Nicht-Orte, an denen man sich weder gerne noch lange aufhält, in gewisser Weise nicht einmal ganz freiwillig (Augé 1994). Er meinte damit Flughäfen sowie Räume der Überwachung. Letztere sind in den vergangenen 15 Jahren massiv vermehrt worden. Doch die eigentlichen Nicht-Orte sind jene, die kein Leben mehr ermöglichen. Anhaltezentren gehören dazu. Die Schubhaft. Übrigens wäre es interessant zu wissen, wer in Österreich weiß, wo die Schubhaft vollzogen wird. Wer könnte Straßennamen dazu nennen? Wer könnte die betreffenden Plätze nennen? Bereits das ist ein Beweis dafür, dass es sich nicht um Orte im richtigen Sinne handelt. Es sind Übergangszonen in einem zwar nicht rechtsfreien aber dennoch aus dem Rechtssystem abgehobenen Raum. Man lebt dort nicht. Mit Glück überlebt man. Bilder gelangen keine an die Öffentlichkeit. Schubhaft ist ein bilderloser Ort, ein schmuckloser. Er sollte der knappe Übergang zum Flughafen sein, bleibt es aber für viele monatelang, ist somit auch keine Übergangsstation auf einer Reise, sondern ein Nicht-Ort, wo das Leben keines mehr ist.

Die Grenzen an den Rändern der Europäischen Union gehören ebenso zu jenen Nicht-Orten. Sie bestehen nicht nur aus einer dünnen Linie, sie sind bauliche, vor allem aber technische Barrieren. Was Frontex (Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen) an die Grenze zwischen der Slowakei und der Ukraine als Grenzzaun mithilfe aufzubauen, hat nichts mehr von einem menschlichen Umfeld. Die Überwachung ist durchgängig und funktioniert bei Tag und Nacht im selben Maße. Die Chance, illegal und

unbeobachtet über diese Grenze zu kommen, scheint nicht gegeben. Die den Flüchtlingen und MigrantInnen dabei angetane Demütigung hingegen scheint selten auf. Wer weiß schon von den Wärmebildkameras und wie mit ihrer Hilfe grenzüberschreitende Personen beobachtet, verfolgt und eingefangen werden wie Tiere? Wer weiß von den Anhalte- und Auffangzentren an den Grenzen? Das Nicht-Wissen der Bevölkerung schützt das unheimliche Vorgehen an den Grenzen der Europäischen Union. Weder das Thema noch Bilder und Berichte davon tauchen in den Medien in ausreichendem Maße auf.

Von Migration werden andere Bilder veröffentlicht.

Tatsächlich wird es immer schwieriger, jenen Bildern zu entkommen – explizit jenen, die im Kopf produziert werden; von PolitikerInnen, Medien und anderen, die Klischees folgen. Die Bilder selbst werden zum Klischee: Flüchtlinge, das sind scheinbar die in Booten Gestrandeten; das sind die, die in Italien wehrlos ankommen und zurückgeschickt werden. Aber auch: Flüchtlinge, das sind für viele die, die mit Drogen handeln oder Arbeitsplätze wegnehmen. Der Wahrheitsgehalt spielt wenig Rolle. Bilder im Kopf sorgen dafür, dass sie keinen Beweis benötigen. Sie gedeihen viel besser ohne einen solchen. Polemik heißt das Zauberwort.

Aufklärung und Gegenbeweise sind ein zahnloses Gegenmittel, solange das Zauberwort seine Wirkung verbreitet.

Es ist einen Versuch wert, nicht mehr dagegen zu argumentieren, noch weniger selbst zur Polemik zu greifen, sondern bloß zu zeigen, was an den Grenzen der Europäischen Union geschieht.

Es einfach zu erzählen.

Und das einmal abseits des üblichen Sicherheitsparadigmas. Nur ein einziges Mal nicht in den Vordergrund stellen, wer welche Angst und damit Parteilichkeit hat und verbreitet. Die aktuelle Sicherheitsmanie ähnelt Opium. Sie ist eine moderne Droge, sie macht besessen. Außerhalb des Konzeptes stehen all jene, die nicht in das Bild des erfolgreichen und doch unauffällig durchschnittlichen, mehr oder weniger Weißen passen.

Sicherheit bedeutet, Unterschiede abzulehnen – zumindest lehnt das gängige Sicherheitsmodell Varianten und das »Andere« ab. Vielleicht scheint es unkontrollierbar. Anders zu sein wird per se bereits als krimineller Akt gesehen, als eine Gefahr – sei es für die Politik oder das Wirtschaftssystem. Für die Definition dessen genügt das Aussehen. Die Menschen, die man schützen könnte, spielen dabei recht wenig Rolle. Denn das Sicherheitsparadigma schließt nicht ein, sondern exkludiert. Und zwar alle. Sicherheit für jemanden bedeutet nicht nur den Ausschluss des Anderen sondern letztlich auch den Ausschluss der Freiheit des Einzelnen. Beschützt werden immer nur Teilaspekte, nie der Mensch an sich – und schon gar nicht alle Menschen.

Wenn die Maßnahmen zu weit gehen, zeigen sie zerstörerische Wirkung.

Die »Politik« (hier als Klischee gesehen, tatsächlich aber alle involvierend,

und das nicht nur bei Wahlen) weiß selten eine andere Antwort als Radikalisierung oder den Ruf nach strengeren Gesetzen. Das geschieht dann meist unter dem Stichwort »mehr Sicherheit«, als seien MigrantInnen und Flüchtlinge per se ein Sicherheitsrisiko.

So sehr die positive Seite der Globalisierung den kulturellen Austausch befürwortet, so wenig Verständnis hat sie für den ungeplanten kulturellen Zusammenprall. So haben auch die Abschottungsversuche Europas und der USA in den letzten Jahren zugenommen, bis hin zu technischen Maßnahmen wie elektrischen Zäunen und anderen Geräten, die im besten Falle als Folterinstrumente, eher aber als Tötungsmaschinen bezeichnet werden müssen. All das im Namen der Sicherheit, jenem oben benannten neuen Modebegriff seit Herbst 2001, unter dem nahezu alles rechtfertigt scheint.

Einen Ausweg scheint es derzeit kaum zu geben.

Projekte, die den persönlichen Austausch zwischen den Kulturen und den betroffenen Gruppen forcieren, indem konkret Menschen auf Menschen treffen, etwa PolizistInnen auf Flüchtlinge, wie sie die Asylkoordination österreich jahrelang organisiert hat, haben ihre positiven Auswirkungen gezeigt, doch sind sie nur in kleinem Rahmen möglich.

Kunst als Mittel

Ein anderer Zugang ist jener über Kunst, insbesondere über Filme (etwa Nina Kusturicas *little alien*, der im Oktober 2009 seinen Kinostart hatte), am besten mit anschließenden Diskussionen.

In beiden Fällen geht es um die Transformation von Bildern als erstem Schritt. Dem einen Bild wird ein anderes angeboten oder entgegengesetzt.

Dazu lassen sich mehrere Strategien unterscheiden:

1. Dekonstruktion des bestehenden Diskurses,
2. politischer Kampf – in Bezug auf Migration führen diesen am sinnvollsten Nichtregierungsorganisationen,
3. Verfremden des Blicks und damit der Argumente.

Für alle drei Strategien stellt eine künstlerische Annäherung eine mögliche Methode dar. Abgesehen vom politischen Kampf zugleich auch eine der sinnvollsten Methoden. Über die Effizienz könnte man streiten – doch verschieben wir diese Frage ein wenig nach hinten.

Kunst als Begriff ist zu breit, um generell über ihre Fähigkeit zur Konflikttransformation zu sprechen. Generell könnte diese Fähigkeit allen Kunstformen inhärent sein. Musik etwa: Konzerte mit PalästinenserInnen und Israelis beweisen immer wieder, dass eine Annäherung über den Konflikt hinaus mög-

lich ist. Kunstprojekte, die gemeinsam angegangen werden, bringen ein wenig mehr Nähe und Verständnis. KünstlerInnen setzen sich immer wieder für den Frieden ein. Von den verschiedensten Einzelprojekten abgesehen, schaffen sie auch Symbole. Die Friedenstaube Picassos ist längst eine Art Klassiker, den jeder kennt. Kunst kann jedoch mehr als Symbole schaffen.

Kunst vermag den Blick von etwas scheinbar Selbstverständlichem abzulenken. Manchmal benötigt eine Idee hin zum Frieden gar nicht mehr als das.

Zuweilen aber benötigt man Zersetzung des alten (Welt-)Bildes, ein Um-Denken, ein Weiter-Denken. In jedem Fall ist es das Frei-Denken, das notwendig wird, auch um klarer beurteilen zu können.

Kunst könnte dazu einen Rahmen bilden.

Sofern Kunst sich wegbewegt vom adornoschen Vorwurf, der mehr denn je zutreffen mag: »Die Kulturindustrie hat sich entwickelt mit der Vorherrschaft des Effekts, der handgreiflichen Leistung, der technischen Details übers Werk, das einmal die Idee trug und mit dieser liquidiert wurde.« (Adorno 1988:135)

Davon handelt dieser Text auf weiten Strecken.

Wenn sich Kunst dem Markt nicht direkt unterwirft, sondern den umgekehrten Weg anstrebt, die Unterwerfung des Marktes unter den Blick, so ist die Dekonstruktion und Irritation der aktuellen Situation eine der Möglichkeiten, um anschließend zur Konflikttransformation zu gelangen, denn Letztere ist nicht ohne Vorarbeit möglich.

Davon erzählen. Einfach das, was geschieht.

Das kann Film. Zuweilen mit einer Leichtigkeit, die nichts mit Oberflächlichkeit zu tun hat. Voraussetzung dafür ist stets die Arbeit der/s FilmemacherIn. Leichtigkeit ähnelt einem Spiel. Dekonstruktion passiert im Film ganz selbstverständlich, sofern es ein Film ist, der nicht selbst wieder den Manipulationen unterliegt. Film kann durch die bloße Ab-Bild-ung erzählen. Film wirft Fragen auf, indem er sein Publikum zurückführt zum reinen Sehen und Fühlen – zu einem Moment, in dem es selbst meist still sitzt. So ist es die filmische Erzählung, die die BetrachterInnen anleitet mitzuziehen, im besten Falle, ohne sich dabei zu verlieren:

»Film gehört zum unerschöpflichen Reservoir, in dem Erfahrungsmöglichkeiten liegen. Das Ballspiel von Charlie Chaplin in *Der große Diktator*; dieser Ballon Erde, den er balanciert, tanzen und dann fast fallen lässt – die Zartheit dieser Szene steht in unendlichem Widerspruch zu dem, was sie eigentlich dahinter erzählt.« (Ingruber 2007)

Die Bilder, die wir in Filmen sehen, vermitteln Geschichten; oft sehr persönliche. Doch sie erzählen immer auch unsere Geschichte – uns hier durchaus als soziale wie auch individuelle Gemeinschaft des Publikums gedacht. FilmemacherInnen als Teil dieser verschiedenen Gemeinschaften bilden ab, was der Diskurs zeigt. Die Dekonstruktion erfolgt durch die Zweidimensionalität der

Leinwand ebenso wie durch die Zeitverschiebung, Raffung – und immer durch den Schnitt. So begegnen wir uns in jedem Bild selbst – zumindest unseren Meinungen, Klischees, Träumen und Widerständen.

Darin liegt Lernpotenzial, die Möglichkeit zum Denken.

Ein Bild stellt allerdings immer auch einen Über-Griff dar – und erzählt mehr, als auf den ersten Blick zu sehen ist. Das gibt jedem Bild – auch dem Filmbild – eine besondere Bedeutung. Und Nachwirkung.

Auf Bilder von Flucht und Migration mag das in besonderem Maße zutreffen.

Jasmila Žbanić hat dazu einen Film gemacht, der in berührend einfacher Weise das Drama rund um solche Bilder zeigt: das Bild aus dem Krieg. Eine Frau flüchtet vor einer Granate. Eine andere trifft sie, an einer Straßenecke. Ein französischer Fotograf beobachtet die Szene aus geringer Entfernung, stellt sich neben die Verletzte und fotografiert anstatt zu helfen. Eine Alltagsszene aus einem Krieg, gleich um die Ecke, zwischen Flucht und Tod. So heißt auch der im Jahr 2003 entstandene Film: *Images from the Corner*. Doch all das sieht man nicht. Stattdessen sieht man die Regisseurin, die Jahre später durch die Straßen Sarajevos geht und sich auf die Suche nach der Erinnerung an die Szene von damals macht – ebenso auf die Suche nach der Frau. Eine der eindrucksvollsten Szenen dieses Films bilden einige Augenblicke in denen man den Ort des Granateneinschusses von damals sieht und Jasmila Žbanić im Hintergrund ebenso viele Fotos »schießt«, wie es der Fotograf damals getan hat. Drei Filme waren es, eine Ewigkeit nahezu, in denen das Warten auf Hilfe fast körperlich vom Publikum nachvollzogen werden kann. Die Szene, in der die BetrachterInnen nichts Wesentliches sehen, trägt das Potenzial in sich, den Blick auf und in die Medien langfristig zu verändern.

Nur ein Zaun

Die Besonderheit eines Films, der Konflikttransformation nahesteht, liegt im Blick des/der FilmemacherIn. Sarajevo ist die Heimat einer zweiten Filmemacherin, die einen solchen Blick besitzt: Nina Kusturica, die inzwischen in Österreich lebt.

Auch in ihren Filmen geht es immer wieder um Krieg, um Migration. Ihr aktueller Kinodokumentarfilm *little alien* macht die Flucht zum Hauptthema. Und auch hier wird mit der Frage »Was wird nicht gezeigt?« der Blick des Publikums verändert. Der Film zeigt unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, vorwiegend in Österreich, während sie darauf warten, den AsylantInnenstatus zu bekommen. Doch der Film geht auch an die Grenzen der Europäischen Union, denn Flüchtlinge fallen nicht vom Himmel. Sie alle müssen zuerst einen der vielen nahezu unmöglichen Wege in die EU finden, überschreiten und letztlich auch überleben. Der Grenzzaun, der die spanische Exklave Melilla von Marokko trennt, ist eines der schrecklichsten Beispiele im Film:

Während die Kamera den Zaun entlang fährt, schildert der Spanier José Palazón, Gründer einer NGO namens PRODEIN, die sich um minderjährige Flüchtlinge kümmert, die Beschaffenheit dieses Grenzzauns, den er als Todesmaschine bezeichnet. Der sechs Meter hohe Zaun ist oben mit messerähnlichen Stacheln versehen. Wem es gelingt, darüber zu steigen, der muss auf der anderen Seite durch mehrere Drähte klettern, die ebenso scharf sind und diesen Zaun mit dem nächsten verbinden. Der ist nicht ganz so hoch, doch wieder mit Stacheldraht versehen. Auf der zweiten Seite wartet nicht nur grelles Licht, das den Kletterer blendet, sondern es gibt eingebaute Wasser-Pfeffersprays, deren Wirkung vor allem darin liegt, dass man inzwischen mehrere Wunden am Körper trägt, nicht zuletzt deswegen, weil auch auf dieser Seite wieder Drähte warten. Wer es bisher geschafft hat, muss ein letztes Mal über einen sechs Meter hohen Zaun. Da Kameras eingebaut sind, weiß die Polizei zu diesem Zeitpunkt längst von dem Flüchtling und erwartet diesen im Normalfall bereits auf der anderen Seite. Sofern man es lebend schafft, denn auf der anderen Seite – alle 50 Meter – steht ein marokkanischer Soldat mit Schießbefehl. Die normalerweise verwendete Munition explodiert im Körper des Opfers. Die Anwesenheit und Ausrüstung der marokkanischen Soldaten wird von der Europäischen Union direkt oder indirekt mitfinanziert, so Palazón weiter.

Diese Schilderung ist im Film kaum zu ertragen. Bei nahezu jeder Vorführung tritt an dieser Stelle besondere Stille ein. Als ob das Publikum zu atmen vergäße – dabei hat sich die Regisseurin Nina Kusturica bewusst entschieden, keine der Fotografien von verletzten Flüchtlingen, die ihr angeboten wurden, zu zeigen. Es ist auch gar nicht notwendig, denn das Publikum versteht auch so. Dem Kameramann und dem Erzähler gelingt es gemeinsam, alles begreifbar zu machen, ohne zum Extrem greifen zu müssen. So kann die Cutterin jenen Teil des Gesprächs weglassen, in dem Palazón davon spricht, dass US-amerikanische Experten nach Melilla gekommen sind, um sich zu erkundigen, wie man den berüchtigten Grenzzaun zwischen den USA und Mexiko aufrüsten könnte. Sie seien beeindruckt gewesen.

Die Laufbilder des leeren Zauns reichen. Es muss nichts mehr hinzugefügt werden. Man versteht. Die Frage wäre nun jene nach der Konsequenz. Man hätte noch hinzufügen können, dass an einer Stelle des Zauns ein kleiner Golfplatz untergebracht ist – bezahlt wiederum von der Europäischen Union, weil man ja mit dem Gelände direkt am Zaun etwas tun musste aber nichts tun konnte. Der Zaun hätte positiv für den Tourismus sein können – hätte, doch wer würde hier Golf spielen wollen, wo von der anderen Seite geschossen wird? Wer kann es sich auch leisten, Golf zu spielen, in einem Viertel, in dem Armut herrscht und wo es weniger Trinkwasser gibt, als für den Golfplatz verwendet wird.

Dieser Zynismus hat in einem Text Platz, der Film braucht ihn nicht mehr. *little alien* ist insgesamt, doch besonders auch an dieser Stelle, kraftvoll genug,

um ein Stückchen des Zynismus zu zeigen, der in der Migrationspolitik vorherrscht. Hier kann Film mehr, als eine Zeitungsreportage könnte. Hier setzt sich eine Kunstform für etwas ein, ergreift Partei, ohne weinerlich zu werden, mitleidig oder emotional. Letzteres bleibt dem Publikum überlassen – ebenso wie der Versuch, eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn solcher Grenzzäune zu finden.

Flucht als tägliche und schwere Arbeit

Ein anderes Migrationsbild, eine neue Geschichte, auch sie im Film angerissen und ohne Ende bleiben müßend, weil die Zukunft des dargestellten minderjährigen Migranten noch nicht wirklich begonnen hat:

M. ist vor seiner Abschiebung untergetaucht. Er wohnt in einer alten Fabrik am Hafen, zwischen Müll und Kot, die die letztjährige Flüchtlingswelle hinterlassen hat. Dass es ihm und seinen Freunden gelungen ist, dennoch eine Art Heim mitten in diesem Gestank aufzubauen, mit alten Tüchern, zwei gefundenen Stühlen, einer Spiegelscherbe, einigen Kisten und einer Wäscheleine, zeigt, dass Würde nicht bloß ein Wort aus einer Menschenrechtsdeklaration ist.

Jeden Morgen geht er zum Hafen und versucht, sich in einem Lkw, der mit der Fähre nach Europa fährt, zu verstecken. Er nennt es »zur Arbeit gehen« – und tatsächlich versucht er es täglich viele Stunden lang. Immer wieder wird er entdeckt, vertrieben, muss vor der Polizei davonlaufen, die das Ganze als eine Art Jagd zu betrachten scheint. Hin und wieder hilft er SpanierInnen beim Tragen ihrer Einkaufstaschen oder wäscht die Scheiben ihrer Autos, um ein paar Cent zu erhalten. Damit kauft er Essen, für sich und seine Freunde.

Anfang Juni dann ein Polizeigroßeinsatz: Ceuta soll für die SommertouristInnen von Flüchtlingen gesäubert werden. Alle AlgerierInnen werden abgeschoben. Nur vier von ihnen gelingt es, unterzutauchen. Unter ihnen: M. Eine Jagd beginnt. Er kann nun nicht mehr »zur Arbeit gehen«. Das bedeutet Hoffnungslosigkeit, vor allem aber auch Hunger.

Die einzige Möglichkeit: ein Schlepper. Doch der kostet bis zu 1000 Euro. M. zuckt die Achseln. Er besitzt gerade genug, um heute zu viert eine Portion Nudeln essen können.

Einige kleine Szenen in einem Film. Nicht mehr als das. Und doch Eindrücke, die bleiben, die verlangen, dass man über sie nachdenkt – nicht zuletzt, weil es menschenrechtlich und an sich unerträglich ist, was an diesen Außengrenzen der Europäischen Union geschieht.

Wenn über einen Film und seine Bilder nachgedacht wird, dann hat er bereits etwas erreicht. Was geschieht, ist dann nicht mehr das Wissen einiger, sondern einiger mehr. Und diese einigen können wiederum das machen, was sie erleben durften: die Geschichte erzählen.

Bilder, in diesem Fall solche von Migration, sind allerdings auch – ganz unkünstlerisch – in alternativen Medien abzurufen. Im Mainstream gehen sie verloren: Knapp zwei Tage lang hielt sich die Meldung in den Medien, als Ende März 2009 mehrere Flüchtlingsboote vor der südeuropäischen Küste kenterten und man von 300 bis 600 Toten ausgehen musste. Dann nahmen Weltwirtschaftskrise und Barack Obamas Europabesuch die Nachrichten wieder in die Hand. Kein Platz für die Dramen Unbekannter. Tage später war die Todesanzahl, die ungewiss blieb, gerade noch einen Nebensatz in der Berichterstattung wert. Von den Geretteten war kaum die Rede, weil klar war, sie würden größtenteils abgeschoben werden. Das passt nicht zum medial begleiteten Gerettet-Werden.

Das Thema war wieder aus den Medien und damit aus dem Bewusstsein verschwunden.

Dabei müsste das Verschwinden das große Thema an den europäischen Grenzen sein, weil es überall spürbar ist. Doch genau dieses Thema an sich verschwindet, kann nicht standhalten gegen die vermeintlich großen Themen wie finanzielle Krise oder Klimawandel. Zu wenig persönliche Betroffenheit. Aber auch zu wenig Wissen.

Tausende Menschen gehen jedes Jahr auf dem Weg nach Europa verloren. Sie verdursten oder verhungern in den Wüsten Afrikas, sie erliegen der Gewalt der Schlepper oder der Kriminalität jener, die Geld für Schlepper brauchen, sie kentern mit ihren Booten, ertrinken im Meer oder sterben an den Folgen von Folter und Haftbedingungen. Die meisten von ihnen bleiben namenlos – insbesondere für jene Gesellschaft, deren Teil sie werden wollten, als sie ihre Reise begannen.

Die EuropäerInnen hingegen ahnen wenig von den einzelnen Dramen, denn die Medien publizieren nur Ausschnitte, anonyme Zahlen, bestenfalls ein paar Bilder von Menschen, die aus dem Meer gezogen werden, um gleich darauf wieder zu verschwinden: in einem Anhaltelager oder in der Schubhaft. Und selbst in den Berichten von NGOs oder Artikeln wie diesem bleibt die Namenlosigkeit ohne Individualisierung. Es sind Aufzählungen, Platzhalter in Listen und Beispiele. Was die dahinter stehenden Menschen erleben, bleibt verborgen.

Das Thema Asyl verschwindet mit ihnen, wird vermischt mit Migration, und beide wiederum mit (organisierter) Kriminalität oder Terrorismus. Die Sicherheitsdebatte ist stärker und überlagert jeden Versuch der Aufklärung mit Polemik. Dabei geht sogar unter, dass Asyl ein Menschenrecht ist.

In den Anhaltelagern an den Grenzen fehlt selbst das Geld für Decken und ausreichend Kleidung und Nahrung. Oder auch das ist Strategie: es nicht zu bequem zu machen. Strukturelle Gewalt ist immer Teil von Asylpolitik und deren Umsetzung. Sie formt jenen Teil der Fernhaltung von Flüchtlingen, die überwachte und befestigte Grenzen nicht bewerkstelligen.

In Bildern aber ist das nicht einfach festzuhalten – zumindest nicht in den Zeitungsbildern der meisten Tageszeitungen oder Fernsehnachrichten. Was ist demnach das dazugehörige Bild in den Köpfen der EU-BürgerInnen?

Die Nachrichten von gestrandeten Flüchtlingsbooten ist man in Europa gewohnt. Die Bilder davon bleiben uns erspart – das Sterben im Meer geschieht in der Nacht und ohne externe Augenzeugen.

Europa übt sich in Gleichgültigkeit, letztlich auch in Grausamkeit. Diese Staatengemeinschaft, die so stolz auf ihre Menschenrechte ist, verweigert den Blick auf die Bilder der Migration und der Flucht.

Und doch gibt es fast zahllose solcher Migrationsbilder an den Grenzen und innerhalb Europas.

Die Drohung mit dem Tod als einzige Waffe

Ein anderes Bild aus der Migration – und wieder ein Desaster: Sommer 2009. Von der Insel Lesbos, die als Urlaubsregion bekannt ist, kommen touristisch gesehen »unpassende« Nachrichten. Das UNHCR und zahlreiche NGOS – darunter no-racism – beklagen, dass in einem Anhaltelager in Pagani, das für 300 Personen eingerichtet ist, an die 1000 Personen leben müssen. Die Flüchtlinge, darunter zahlreiche unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, gehen in den Hungerstreik. Ein Teil der Flüchtlinge wird daraufhin auf das Festland gebracht – allerdings mit der Auflage, nur bis Ende des Jahres legal in Griechenland bleiben zu dürfen.

Es handelt sich um die indirekte, doch deutliche Aufforderung zum Untertauchen. Die EU-BürgerInnen aber sollen davon möglichst wenig erfahren. In Deutschland mag es ein wenig mehr sein als in Österreich, denn dort wurde Mitte des Jahres 2009 entschieden, zumindest einstweilen keine Flüchtlinge mehr per Dublin-II-Abkommen nach Griechenland zurückzuschicken. Denn das könnte ihr Todesurteil sein. In Österreich blieb man lange regungslos.

Schutz vor Kindern?

A. setzt sich kleine Ziele. In winzigen Schritten hat er es vom Süden Marokkos bis nach Tanger geschafft. Derzeit wartet er im Hafen der Touristenstadt. Den UrlauberInnen bleibt sein Leben verborgen, ebenso sein Hoffen und seine Angst. Am ehesten noch bemerken die aufmerksameren unter ihnen seinen Hunger, wenn er ihnen kleine Dienste anbietet, wie den Koffer zu tragen, die Scheiben ihres Mietautos zu waschen oder beim Einparken zu assistieren. Wenn sie dann ihre Geldbörsen öffnen, wenden sie sich leicht ab, um ihn nicht sehen zu lassen, wie viel darin ist. A. nimmt es hin, wie fast alles auf dem langen Weg nach Europa.

Sein nächstes Ziel beinhaltet wieder nur ein paar kleine Schritte: Wann immer ein Lkw auf eine Fähre fährt, versucht er, unter den Lkw zu klettern und sich zu verstecken, um als blinder Passagier unentdeckt Europa zu erreichen oder zumindest Ceuta, eine der beiden spanischen Exklaven in Afrika. Dort hätte er wenigstens eine kleine Chance, als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling Asyl zu erhalten – glaubt er, denn er ist zu optimistisch, um zu wissen, dass man als MarokkanerIn heute kaum mehr Chancen auf Asyl hat. Das politische Regime mag noch so tyrannisch und menschenrechtsfern agieren, der amtierende König hat einen relativ guten Ruf in der internationalen Staatengemeinschaft, sodass seine Untertanen vermeintlich kein Asyl in Europa brauchen.

Wer A. beobachtet, bekommt den Eindruck eines Spiels. Zusammen mit mehreren anderen Burschen, die meisten eher Kinder als Erwachsene, versucht er immer wieder, unbemerkt unter einen Lkw zu klettern. Stundenlang und über Tage, am liebsten in der Nacht. Die Geschwindigkeit, mit der sie unter einem Lastwagen verschwinden, ist atemberaubend. Sie wird nur von der Hektik übertroffen, mit der sie die Szenerie verlassen, sobald Polizisten in Uniform oder in Zivil auftauchen. Manchmal wird einer von ihnen festgenommen. Nach ein paar Schlägen und Befragungen wird er freigelassen – und alle wissen, dass sich jede einzelne Handlung wiederholen wird. Weil niemand eine andere Wahl zu haben scheint.

A. ist erst 13 Jahre alt. Er hat Zeit. Und er wird es immer wieder versuchen.

Währenddessen gibt das System vor, seine BewohnerInnen schützen zu müssen. Die italienische Regierung spricht mehr als zwei Millionen Flüchtlingen, die in Libyen oder an dessen Grenzen darauf warten, nach Europa einzureisen. Berichte über die zunehmende Wasserknappheit, den Klimawandel und die (Bürger-)Kriege in Afrika und Asien drohen damit, dass Millionen von Menschen sich auf den Weg dorthin machen werden, wo das Klima gemäßigter und die Lebensbedingungen einstweilen noch besser sind. Die Politik findet damit Argumente für härtere Gesetze nach innen und außen. Die einen sollen ferngehalten werden, die anderen unter Kontrolle. Menschen- und BürgerInnenrechte geraten auf beiden Seiten ins Wanken – stets unter dem Mäntelchen eines gewissen Sachzwangs. Ein solcher aber gaukelt Logik vor und braucht daher kaum logisch entkräftet zu werden. Dabei wäre es so einfach. Alle Statistiken der UNO und anderer internationaler Organisationen zeigen das gleiche Bild: Mehr als eine Milliarde Menschen hungert. Es könnten zwei Milliarden werden. Dennoch scheint die Zahl an potenziellen Flüchtlingen nicht ins Unermessliche zu steigen. Der große Teil der Flüchtlinge bleibt in der eigenen oder einer benachbarten Region. Alles andere ist zu kompliziert, zu aufwendig und scheint für den Großteil ohnehin nicht erstrebenswert, denn auch das zeigen die Studien und Statistiken: Wenn es irgendwie geht, möchten die meisten Flüchtlinge rasch zurück in ihre Heimat. Laut UNHCR sind Pakistan, Iran und

einige Staaten in Afrika diese ersten Anlaufstellen für Flüchtlinge, kaum aber Europa. (UNHCR 2008)

Dennoch scheint man in Europa (den Gedanken) eine(r) Bedrohung zu spüren – oder zu brauchen. Man erinnere sich an den Grenzzaun zwischen der Slowakischen Republik und der Ukraine: 100 Millionen Euro hat er gekostet; ein Drittel bezahlte die EU, der Rest wurde von der Slowakischen Republik finanziert.

Die technische Lösung ist eine radikal menschenfeindliche – oder vielleicht sollte man sagen menschenferne – Option. So verliert die Kamera, sobald sie zur Überwachung angewandt wird, sofort all ihre Magie, während sie in einem Film erst zur Leidenschaft erwacht. Die Überwachungskamera dokumentiert gefühllos jede Bewegung. Im Falle der Wärmebildkamera am Grenzzaun beherrscht sie das perfekt und zielorientiert. Der abgefilmte Mensch ist kaum mehr ein solcher – eher ein skurril in die Falle tappendes Objekt. Hier existiert auch keine Verbindung des einen Bildes mit dem anderen, der Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft. Die Überwachungskamera zeigt, was da im Moment ist – nie mehr als das. Im Film erweckt das Publikum die Geschichte mit seinem Blick zum Leben. Hier aber geht es um Daten, damit begnügt sich die Überwachungskamera.

little alien zeigt die Differenz zwischen dem kalten technischen Tool und der mitfühlenden Filmkamera (Kameramann Christoph Hochenbichler) sehr deutlich, etwa zu Beginn des Films, zwischen der slowakischen und ukrainischen Grenze. Der Unterschied ist ein gewalttätiger. Und diese Gewalt wird dem Publikum vermittelt, ohne auf drastische oder gar sensationsheischende Bilder zurückgreifen zu müssen.

Ganz zart nach dem Motto: »Ich lasse den Zuschauer so sehen, wie es mir für dieses oder jenes visuelle Phänomen am geeignetsten scheint«. (Vertov 1998:42) Es bleibt dem Publikum zugestanden, zu entscheiden, vorher aber zu denken.

Lernen, sich zu schämen

Die Dekonstruktion, die im (Dokumentar-)Film möglich ist, beruht auf ganz kleinen Irritationen. Diese funktionieren auch in der Berichterstattung oder in der Lehre. Nicht allerdings funktionieren sie bei Spendenaufrufen mit den immer selben Bildern. Was *little alien*, obwohl oder weil ein Film, so außergewöhnlich für die Konflikttransformation und darin exemplarisch macht, ist der Umgang mit den ProtagonistInnen: Im Zentrum steht, denen, die oft ungehört, ja sogar ungesehen bleiben, eine Stimme zuzugestehen – nicht zu geben. Es kommen jene zu Wort, um die es geht. Sie reden für sich selbst und sprechen dabei nicht dauernd von Flucht und Asyl, sondern sie leben ihren Alltag – den Versuch, einen solchen aufzubauen in einem Land, das sie eigentlich nicht will.

Menschen eine Stimme zu geben, wäre zu wenig gewesen. Sie haben bereits eine. Es hätte eine Beeinflussung, Manipulation und einen Übergriff bedeutet. Und wir, die wir all das beobachten? Ein vierköpfiges Filmteam aus Österreich, das unter der Regie von Nina Kusturica einen Film über Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge dreht. Wir schauen zu, wenden unseren Blick ab oder der Kameramann Christoph Hochenbichler wendet die Kamera weg, wenn es manchmal zu intim wird, wenn die Demut vor dem Leben dieser jungen Menschen jenes Genieren mit sich bringt, das Ute Bock immer wieder anspricht: Warum sollten wir uns nicht für die Flüchtlingsgesetze unseres Landes und der Europäischen Union schämen?

Aber auch das will gelernt sein. Zuzugeben, dass etwas nicht in Ordnung ist. Laut zu sagen, dass der Kampf gegen Migration als falscher geführt wird.

Die strukturelle Gewalt begleitet Flüchtlinge – insbesondere Mädchen und Frauen – die ganze Flucht über. Wie oft eine Frau vergewaltigt wird, ehe sie auch nur in der Nähe Europas ist, davon berichten unzählige Studien über Menschenhandel. Der Grenzzaun ist nur eine sichtbar gewordene Hürde der Menschenfeindlichkeit. Er ist nicht die einzige.

Kaum ein politisches Thema wird so stark von Angst und Irrationalität bestimmt – und ist damit so vielen Missverständnissen ausgeliefert – wie der Themenbereich rund um Migration, Flucht und Asyl. Es geht um den konstanten Ausnahmezustand (Agamben 2001). Leben ist dabei nicht mehr im eigentlichen Sinne möglich.

Was sich an Dramen an den Außengrenzen der Europäischen Union abspielt, macht einen Teil dessen aus, was an politischen Maßnahmen in die falsche Richtung geht. Die Zäune, hinter denen sich die EU zu verstecken bemüht, können nicht alle Menschen aufhalten, werden es hoffentlich auch nie – und halten ganz sicher zu viele und die falschen ab. Im Kampf um Sicherheit stellt ein Großteil der Flüchtlinge nicht die geringste Gefahr dar. In Wahrheit geht es auch nicht um Besitz und Arbeitsplätze – all das wäre in den Griff zu bekommen. Flucht aber macht Angst, auch jenen, die nur zusehen oder davon hören. Weil Flucht unberechenbar und immer grausam ist. So ist es bequemer, davon zu hören, dass sie woanders stattfindet – nicht in der Nähe.

Die kreative Kraft jener Menschen, die es schaffen, nach Europa zu gelangen, wird bei den Abschottungsversuchen übersehen. Zu wenig Ausbildung wird in sie investiert, kaum werden Jobs ermöglicht. Flüchtlinge sind zum Nichtstun verdammt – dabei sind gerade sie es, die tätig sein wollen, die etwas ändern wollen und unzählige Male zeigen, dass sie bereit sind, dafür viel in Kauf zu nehmen. Das nicht anzunehmen, ist auch eine gewisse Dummheit. Sie an den Grenzen der Europäischen Union nicht nur aufzuhalten, sondern zu foltern, zu demütigen und zu töten, ist der Verlust einer Staatengemeinschaft, die sich für ihre Menschenrechte und Demokratie rühmt.

Gerechtigkeit wäre ein gutes Stichwort. Gerechtigkeit vor dem Gesetz. Ein

gerechteres Asylrecht. Doch was heißt das schon, wenn Solidarität keine politische Kategorie mehr ist?

So kann man über die Effizienz von Kunstprojekten, Film, Musik und Theater für die Konflikttransformation zwar keine konkreten Zahlen vorlegen, weil die Wirkung keine offensichtliche zu sein vermag, doch es geht um das Aufreißen der Bilder im Kopf, die angesprochene Irritation, die ein Nach-Denken auslöst, um zu begreifen, dass der eingeschlagene Weg – in diesem Fall in der Flüchtlingspolitik – ein Irrtum ist.

Das Meer kann als Sehnsuchtsraum beschrieben werden. Für die einen bedeutet es Urlaub, für die anderen den Gedanken an ein Leben. Die, die bereits eines haben, fühlen sich bedroht von jenen, die darum kämpfen. Die Absurdität dessen kann kaum besser aufgedeckt werden als mit filmischen Mitteln. Mit einer ruhigen Kamera, die nicht kommentiert wird, sondern zeigt.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1988): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a. M.
- Agamben, Giorgio (2001): *On Security and Terror*. www.egs.edu/faculty/agamben/agamben-on-security-and-terror.html (abgerufen am 5. Mai 2009)
- Augé, Marc (1994): *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt
- indymedia-Bericht zur Flüchtlingssituation in Pagani: <http://de.indymedia.org/2009/08/258861.shtml> (abgerufen am 3. September 2009)
- Ingruber, Daniela (2007): *notizen zum film. leidenschaft.* in: *Imágenes – Bilder und Filme aus Lateinamerika*, Wien
- TAZ-Bericht zur Flüchtlingssituation in Pagani: <http://bewegung.taz.de/aktionen/no-border-lesbos/blageintrag/pagani-ort-einer-humanen-katasprophe> (abgerufen am 3. September 2009)
- UNHCR-Bericht zur Flüchtlingssituation in Pagani: <http://deviousdiva.com/2009/08/22/unhcr-press-review/> (abgerufen am 3. September 2009)
- UNHCR 2008: *Global Trends 2007*. www.unhcr.de (abgerufen am 10. Dezember 2008)
- Vertov, Dzigan (1923): *Kinoki – Umsturz*. In: Franz-Josef Albersmeier (Hg., 1998): *Texte zur Theorie des Films*. Stuttgart: Philipp Reclam jun., S. 36-51
- Virilio, Paul (1994): *The Vision Machine*. London/Bloomington
- Zizek, Slavoj (2001): *Die Tücke des Subjekts*. Frankfurt a. M.

FILME

- Nina Kusturica (2009): *little alien*. Kinodokumentarfilm, Österreich (94 min). www.littlealien.at (abgerufen am 30. September 2009)
- Jasmila Zbanic (2003): *Images from the Corner*. Bosnien-Herzegowina (39 min)